

Leseprobe aus:

Wolfgang Kaes

Herbstjagd



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Heute ist der 1. September. Herbstbeginn. Meteorologisch, nicht kalendarisch. Ein gewaltiger Unterschied. Kalendarisch erst drei Wochen später. Sommer ade, Scheiden tut weh. Wohin mit dem Schmerz? Weitergeben! Besser so. Dann geht das Leben weiter. Wessen Leben? Mein Leben ist wie eine fremde Stadt. Fremdes Land. Fremder Fluss. Stadt, Land, Fluss. Ein Spiel. Sie spielen es ohne mich. Deshalb spiele ich es ohne sie. Ich laufe durch die fremde Stadt, die mein Leben ist. Ich sehe keine Menschen in den Straßen. Ich sehe nur Köpfe. Die Köpfe sprechen eine fremde Sprache und sehen strafend über mich hinweg. Sie stehen um mich herum und reden über mich und sehen nichts. Mich nicht. Früher schlimm. Heute gut so. Sie haben keine Liebe, weil sie keine Sehnsucht haben. Wird Sehnsucht stillbar, ist Liebe nichts. Mein Kopf schrumpft in der fremden Stadt, bis er nichts ist. Erst wenn ich mich zwingen zu denken, die anderen sind nur Staub für mich, dann wächst mein Kopf wieder. Mein Körper ist aus Beton und innen hohl. Randvoll mit Benzin. Kein Streichholz, kein Streichholz! Die Hülle hat feine Risse. Vorsicht! Mein Geschlecht ist eingemauert. Gott sei Dank. Mich berührt nicht, was ich berühre. Deshalb berühre ich nichts. Wenn ich springe, zerspringe ich. Meine Stimme gehört nicht mir. Sie ist nur geliehen. So wie mein Name. Das bin ich nicht. Nicht ich. Mein Gehirn ist ein Computer ohne Programmierer. Deshalb muss ich mich selbst programmieren, immer wieder neu:

Ich, der Jäger.

Sie trat in die Pedale, stemmte sich gegen den Sturm, der durch die verlassenen Straßenschluchten fegte. Das Licht war kaputt. Hin und wieder warf sie einen flüchtigen Blick über die Schulter, nur um sicherzugehen. Aber niemand folgte ihr. Nicht um diese Zeit, nicht bei diesem Wetter. Falsch. Sie konnte nie sicher sein. Zu keiner Zeit. Der Regen peitschte ihr ins Gesicht. Nadelstiche auf ihrer Haut. Bornheimer Straße. Endlich. Niemand folgte ihr, außer der Angst. Sie strampelte die Angst nieder. Der Bus der Linie 620 überholte sie kurz vor dem Ziel, haarscharf und rücksichtslos, mit jaulendem Motor, als sei sie ein Nichts. Eine lange Reihe hell erleuchteter Fenster, leere Blicke aus stumpfen Augen, von oben herab. Das Spritzwasser der Pfützen tränkte ihre Hosenbeine. Ihre Finger spürten die Lenkstange nicht mehr. Sie hätte Handschuhe anziehen sollen. Sie hätte ihre gefütterte Winterjacke aus dem Schrank nehmen sollen. Im September? Sie hätte den Bus nehmen sollen. Um Mitternacht? Alleine an der Haltestelle?

Und wenn er schon in dem Bus gesessen hätte?

Als einziger Fahrgast?

Er hätte gelächelt.

Der Fahrer bremste. Sie bremste. Haltestelle Citywache.

Warum konnte ihr Sohn nicht einmal das Licht an seinem Fahrrad reparieren? Und warum konnte er nicht einmal auf seine Schwester aufpassen?

Alles lief aus dem Ruder.

Sie wartete. In sicherer Entfernung.

Sicher. Nichts war mehr sicher.

Niemand stieg aus. Der Bus fuhr weiter, gab Gas, schleuderte ihr die schmutzige Nässe der Straße entgegen. Jetzt erst stieg sie vom Rad, schob es über den Bürgersteig, vorbei an den beiden geparkten Streifenwagen, lehnte es an die grünen Glasbausteine. Sie kannte die Ziffernkombination des Zah-

lenschlosses nicht. Aber wer würde schon hier, unter den Augen der Polizei, ein altes Fahrrad klauen?

Er würde es tun. Wenn ihm danach wäre.

Die Tür war aus dickem, getöntem Panzerglas. Sie sah sich noch einmal um, nach links, nach rechts, sicherheitshalber.

Manchmal konnte sie seinen Blick spüren, quer über die Straße, durch die Menschen hindurch, in ihrem Rücken. Sie schaute wieder nach vorn, unschlüssig, ob sie das Richtige tat, und sah sich in der Tür. Sie erschrak vor sich selbst. Ihr mageres, blasses Gesicht spiegelte sich in dem grün schimmernden Panzerglas. Ihr Haar, das patschnass an ihren Schläfen klebte. Die Angst in ihren Augen. Der Summer. Das Brummen des Summers holte sie aus ihren Gedanken. Sie hatte noch gar nicht geklingelt. Sie hatten sie von innen beobachtet. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

«Bitte helfen Sie mir. Jasmin ist weg!»

«Sie sind ja ganz nass. Soll ich Ihnen ein Handtuch geben? Wollen Sie einen Kaffee?»

Der Polizeibeamte war sehr groß und sehr hager und schon älter. Er hatte graues Haar, eine warme, dunkle, beruhigend wirkende Stimme und einen hervorstehenden Adamsapfel, der auf und ab hüpfte, wenn er sprach. Bevor sie antworten konnte, war er verschwunden und kehrte mit einem gelben Frottéhandtuch und einem Kaffeebecher zurück. Auf dem Becher stand: *Polizeisportfest NRW 1983 Duisburg*. Der Mann gab ihr das Handtuch und stellte den Becher vor sie, dicht an die Kante seines Schreibtisches.

Der Kaffee dampfte, so heiß war er.

«Hier. Bitte setzen Sie sich. Wir haben leider im Moment keine Milch da. Zucker? Wer ist Jasmin?»

«Meine Tochter. Sie ist weg.»

Der Polizeibeamte zog die Tastatur des Computers zu sich heran und starrte angestrengt auf den Monitor.

«Einen Moment noch, bitte.»

Niemand der anderen Männer im Raum beachtete sie. Das war ihr angenehm. So wie sie aussah. Das gelbe Handtuch war jetzt voller schwarzer Flecken. Von der zerlaufenden Wimperntusche. Sie knüllte das Handtuch auf ihrem Schoß zusammen, sodass man die Flecken nicht mehr sah. Sie hätte jetzt gerne ihr Gesicht abgewaschen. Sie hätte sich die Haare hochstecken sollen, so wie sie es tat, wenn sie morgens zur Arbeit ging. Ein Beamter sprach mit monotoner Stimme in ein Mikrofon, das vor ihm aus dem Tisch ragte. Sie verstand kein Wort. Zwei weitere Polizisten kontrollierten ihre Pistolen, steckten sie zurück in die Taschen an ihren Gürteln, setzten ihre Mützen auf, nickten dem Mann am Mikrofon zu und gingen wortlos. Sekunden später gellte das Martinshorn eines Streifenwagens durch die Nacht.

«So. Da haben wir's. Diese elektronischen Formulare. Furchtbar. Nächstes Jahr werde ich pensioniert. Dann kann ich diesen ganzen Computerkram getrost wieder vergessen. Wie heißen Sie?»

«Wer? Ich?» Sie erschrak. «Martina Hahne.»

«Martina ...»

«Ja. Hahne.»

«Hahne wie Hahn mit e?»

«Ja.»

«Und Ihre Tochter heißt Jasmin mit J...»

«Ja.»

«Jasmin Hahne ...»

«Ja.»

«Wie alt ist Ihre Tochter, Frau Hahne?»

«Fünfzehn ist sie letzten Monat geworden.»

«Oje. Schwieriges Alter, nicht wahr? Die Pubertät. Ich kann mich noch gut erinnern, als meine Töchter in dem Alter waren. Wann haben Sie Ihre Tochter zuletzt gesehen?»

Sie erzählte ihm, was er wissen wollte, und der fremde Mann schrieb alles in seinen Computer. Sie erzählte ihm auch Dinge, die er wohl gar nicht wissen wollte. Dann schrieb der Mann nichts in den Computer und hörte ihr einfach zu. Sie erzählte ihm, dass sie Jasmin zum letzten Mal am Morgen gesehen hatte, gegen halb acht, als ihre Tochter wieder mal ohne Frühstück die Wohnung verließ, um zur Schule zu gehen. Ihre Tochter hatte ständig Angst, zu dick zu werden, dabei war sie so schrecklich dünn, viel zu dünn. So dünn, dass die Rektorin der Hauptschule schon angerufen hatte. Aber was sollte sie machen? Die Rektorin hatte gut reden. Jasmin wollte unbedingt Model werden, später, nach der Schule, so wie Kate Moss, deren Poster über dem Bett hing, so eine verrückte Idee, die war ihr nicht auszutreiben, deshalb aß sie kaum etwas und übte in ihrem Zimmer, ging vor dem großen Spiegel auf und ab und kontrollierte ihren Gang, aber ansonsten war sie eine gute Schülerin und ein pflegeleichtes Kind, ja: Pflegeleicht, wenn Sie verstehen, was ich meine. Im Gegensatz zu ihrem Bruder. Wie alt? Wer? Boris? Gerade neunzehn geworden und immer noch nicht mit der Ausbildung fertig. Ja, insgesamt zwei Kinder. Das reicht doch auch, als Alleinerziehende, oder?

«Und Ihr Sohn lebt ebenfalls in Ihrem Haushalt?»

Ja klar, wo denn sonst? Mit dem bisschen Lehrgeld. Boris war schon immer das Sorgenkind gewesen, schon als er ein Baby war. Oft krank. Vor vier Wochen hat Boris seine dritte Lehrstelle angefangen, Kfz-Schlosser diesmal. Der Meister war ein guter Bekannter ihres Chefs. Was für ein Glück. Zwei Ausbildungen hat Boris schon abgebrochen, eine als Metzger und eine als Dachdecker, und jedes Mal eine passende Ausrede. Sie betete jeden Tag, dass er die neue Ausbildung diesmal zu Ende brächte, eine vierte Chance würde er nicht bekommen. Mit Autos hatte er gerne zu tun, das machte ihm Spaß.

Nur das Arbeiten machte ihm keinen Spaß. Für die paar Kröten, jammerte der allen Ernstes rum. Schau dich doch mal um, guck doch mal, was los ist auf dem Arbeitsmarkt, sei froh, dass du überhaupt Arbeit hast, oder meinst du, die hätten nur auf dich gewartet? Aber meistens fehlte ihr die Kraft, um sich mit ihm zu streiten. Und dem Jungen fehlte der Vater, da war sie sich sicher, das Vorbild, die starke Hand. Nur hätte der Erzeuger ihrer beiden Kinder für diese Rolle ohnehin nicht getaugt. Der hatte sich aus dem Staub gemacht, als Jasmin noch ein Baby war. Der Dreckskerl.

«Wo lebt der Vater?»

«Keine Ahnung.»

Sie wusste es wirklich nicht. Sie wollte es auch nicht wissen. Anfangs, als Jasmin noch klein war, da hatte sie versucht, dass er wenigstens für die Kinder Unterhalt zahlte. Aber dann wurde er arbeitslos und zog weg aus der Stadt. Wohin? Keine Ahnung. Die Arbeit hatte der sowieso nicht erfunden. Der hing schon immer lieber in der Kneipe rum und jammerte der Wirtin die Ohren voll, über sein verpfushtes Leben und dass an allem die anderen schuld sind. Ein Säufer. Alkoholkrank nannte man das heute. Und sie konnte den Anwalt nicht mehr bezahlen.

«Wir kriegen das raus, wo er sich aufhält. Und seit wann vermissen Sie nun Ihre Tochter, Frau Hahne?»

Sie hatte ihren Sohn noch gebeten, den Frühstückstisch abzuräumen, obwohl sie sich das auch hätte sparen können, dann hatte sie fünf Minuten nach ihrer Tochter ebenfalls die Wohnung verlassen, um zu Fuß zur Arbeit zu gehen, über die Brücke und die Bahngleise rüber zum Lidl in der Justus-von-Liebig-Straße, wo sie als Kassiererin arbeitete, bis 20 Uhr. Sie brauchte die Überstunden. Die Waschmaschine gab ihren Geist auf. Waschmaschinen waren teuer. Ungefähr um halb neun abends war sie dann wieder daheim. Boris lag auf sei-

nem Bett und guckte Fernsehen. Warst du nicht auf der Arbeit? Nein, hatte er gesagt, ich bin erkältet, und hatte sich umgedreht und die Decke über den Kopf gezogen. Ende der Diskussion.

Jasmin war nicht da. Die Panik befahl sie auf der Stelle. Etwa eine halbe Stunde lang zwang sie sich, Ruhe zu bewahren. Dann rief Martina Hahne die Freundinnen ihrer Tochter an, eine nach der anderen, und schließlich die Klassenlehrerin. Nichts.

Sie riss Boris die Bettdecke weg. Ist Jasmin nach der Schule hier gewesen? Nein! Was weiß ich, wo sich die blöde Zicke wieder herumtreibt.

Jasmin trieb sich nie herum. Jasmin nicht. Um Mitternacht nahm Martina Hahne das Fahrrad ihres Sohnes aus dem Waschkeller und fuhr damit zur Polizei.

Der Beamte sah von seinem Computer auf: «Frau Hahne, ich kann Ihre Sorge gut verstehen. Aber nur damit Sie mal eine Vorstellung haben: Bei den Dienststellen des Bonner Polizeipräsidiums werden jeden Tag zwischen zwei und fünfzehn Jugendliche als vermisst gemeldet. Tag für Tag! Je nach Wetterlage. Im Sommer mehr, im Winter weniger. Davon tauchen 95 Prozent schon am nächsten Tag wieder unversehrt auf. Oder spätestens nach dem Wochenende. Die Party war so schön und ging bis sechs Uhr morgens, oder man hat bei der Freundin übernachtet und verschwitzt, Bescheid zu geben, oder man hat sich verliebt und darüber alles andere vergessen...»

Martina Hahne klammerte sich mit ihren Augen an seinen hüpfenden Adamsapfel. Sie wollte seinen Worten so gerne Glauben schenken. Aber tief in ihrem Inneren wusste sie, dass ihre Tochter Jasmin zu den restlichen fünf Prozent der Polizeistatistik gehörte. Sie hatte dem netten Beamten so viel über sich erzählt.

Aber nicht die ganze Wahrheit.

Sie saß hinten in dem Streifenwagen. Zwei uniformierte Polizisten saßen vorne. Ständig krächzte der Lautsprecher des Funkgeräts. Mehrmals konnte sie aus dem Gekrächze den Namen ihrer Tochter erkennen. Jasmin Hahne. Negativ. Schulweg. Negativ. Rettungsleitstelle. Negativ. Die beiden Kollegen bringen Sie jetzt zur Kriminalwache im Präsidium, hatte der nette Beamte mit dem Adamsapfel ihr erklärt. Die Adenauerallee war hell erleuchtet. Das Licht spiegelte sich im regenassen Asphalt. Der Post-Tower wechselte ständig die Farbe. Auch die Gebäude entlang der Museumsmeile waren beleuchtet. Das sah schön aus. Sie war noch nie in einem der Museen gewesen.

Der Streifenwagen rollte die Rampe zum Haupteingang des Präsidiums hinauf. Das Präsidium sah aus wie ein Bunker. Die beiden Streifenpolizisten loteten sie durch endlose Korridore aus grauem Sichtbeton, öffneten schließlich eine Tür, auf der <Kriminalwache> stand, ließen ihr den Vortritt und verschwanden. Ein Mann gab ihr die Hand, nannte seinen Namen, den sie sofort wieder vergaß, bot ihr einen Stuhl an und setzte sich hinter seinen Schreibtisch. Er trug keine Uniform, sondern Jeans, so wie sie, und eine moderne Jacke aus ganz weichem Leder, die bestimmt teuer gewesen war. Er war etwa so alt wie sie, schätzte sie. Er war schlank und muskulös. Sie hatte bis zu diesem Augenblick geglaubt, solche netten, sportlichen, gut aussehenden Typen gäbe es nur in den Krimi-Serien im Fernsehen.

Nicht im wirklichen Leben. Und nicht für sie.

«Frau Hahne, die Kollegen von der Citywache haben bereits die Rettungsleitstellen sowie sämtliche Krankenhäuser im Umkreis abgecheckt. Ergebnis negativ. Das ist doch schon mal beruhigend. Ihre Tochter wurde also nicht Opfer eines Verkehrsunfalls. Außerdem haben die Kollegen die Wegstrecken von der Hauptschule zu Ihrer Wohnung sowie vor-

sichtshalber auch von der Schule zu Ihrer Arbeitsstätte abgefahren. Ebenfalls negativ. Wir werden das aber morgen bei Tageslicht wiederholen. Außerdem werden wir die Ladeninhaber entlang der Wegstrecke und natürlich Mitschüler und Lehrer befragen. Sie haben Grün-Weiß ja schon eine Menge Namen und Adressen zu Protokoll gegeben ...»

«Grün-Weiß?»

«'tschuldigung. Das ist hier bei der Kripo unser flapsiger interner Sprachgebrauch für die uniformierte Polizei.»

«Ach so.»

Der Mann sagte nichts. Sie sagte nichts. Der Mann sah sie an, als versuche er, durch ihre Augen bis in den hintersten Winkel ihres Gehirns vorzudringen. Sie wollte nicht, dass er dort etwas fand. Deshalb sagte sie: «Und wie geht es jetzt weiter?»

«Ich muss Ihnen noch ein paar Fragen stellen, Frau Hahne. Reine Routine. Einverstanden?»

Er lächelte. Sie nickte stumm. Er fragte sie nach ihrem Alter. 36. Oh, dann sind wir ja ein Alter. Familienstand? Geschieden. Tja, dann haben wir ja noch etwas gemeinsam. Nur Kinder habe ich nicht. Hat sich nicht so ergeben. Gott sei Dank, im Nachhinein betrachtet. Gab es in letzter Zeit Streit zwischen Ihnen und Ihrer Tochter? Nein? Das wäre wichtig zu wissen für uns. Wirklich nicht? Sie können es mir ruhig sagen, Frau Hahne, ist doch normal, bei Kindern in der Pubertät. Wirklich nicht? Könnte es sein, dass Jasmin zu ihrem Vater ist? Nein? Sind Sie sicher? Wir werden das vorsichtshalber überprüfen. Wie heißt er? Wer? Der Vater? Günther. Günther Hahne. Und Sie wissen nicht, wo er wohnt? Hatte, 'tschuldigung, hat Ihre Tochter einen Freund? Nein? Sind Sie sicher? Sie kommt doch langsam in das Alter, wo ...

«Ich sagte Ihnen doch: Nein!»

«Gut. Wir werden Sie jetzt nach Hause fahren, Frau Hahne. Wir müssen uns die Wohnung ansehen.»

«Welche Wohnung?»

«Ihre Wohnung, Frau Hahne.»

«Wozu?»

«Das gehört zur Routine. Wir müssen uns ein Bild machen. Außerdem brauchen wir noch ein Foto Ihrer Tochter. Sie haben doch sicher ein Foto?»

Martina Hahne saß auf der Rückbank, der gut aussehende Kriminalbeamte, dessen Namen sie vergessen hatte, am Steuer. Neben ihm saß seine Kollegin, die noch weniger wie eine echte Polizistin aussah. Sie war vielleicht Ende zwanzig, schätzte Martina Hahne, während sie der jungen Frau in den Nacken starrte. Sie hatte eine ungewöhnlich dunkle Haut, die bekam man nicht von der Sonnenbank. Martina Hahne war früher gern ab und zu auf die Sonnenbank gegangen, man sah frischer und gesünder aus. Attraktiver. Jetzt nicht mehr. Jetzt sparte sie für die neue Waschmaschine.

Die Polizistin auf dem Beifahrersitz trug ihre pechschwarzen Haare bleistiftkurz. Das stand nicht jedem. Ihr stand es gut. Weil sie ein schönes Gesicht hatte. Sie trug ebenfalls eine Lederjacke, aber so eine schwere, altmodische, schon ziemlich abgeschabte, wie aus alten Kriegsfilmern, das Leder knarrte richtig, wenn sie sich bewegte. Dazu trug sie diese modernen, olivgrünen Militär-Hosen mit den vielen Taschen an den Beinen, die eigentlich nur ganz schlanke Frauen tragen durften, fand Martina Hahne. Aber diese Frau war nicht superschlank. Sie war aber auch nicht dick. Sie war klein und muskulös. Sie hatte kräftige Oberschenkel. So ein richtiges Kraftpaket. Zu muskulös für eine Frau, fand Martina Hahne. Außerdem trug sie Arbeitsschuhe wie die Männer auf dem Bau. Hätte sie nicht ein so schönes Gesicht gehabt, hätte Martina Hahne sie auf den ersten Blick, wenigstens von hinten, für einen Kerl gehalten. Die Polizistin hatte ein Gesicht wie

diese brasilianischen Samba-Tänzerinnen, die sie mal im Fernsehen gesehen hatte. Das schöne Gesicht passte nicht zu ihr, fand Martina Hahne. Und sie fand, die Frau sah aus, als zöge sie noch diese Nacht in den Krieg.

Der gut aussehende Polizist am Steuer versuchte, nett mit seiner Kollegin zu plaudern. Sie ließ ihn ziemlich abblitzen, indem sie nur mit Ja oder Nein antwortete oder gar nicht. Das konnte Martina Hahne nicht verstehen. Sie hätte es gemocht, wenn sich jemand nett mit ihr unterhalten hätte. Vor allem ein so attraktiver Mann. Sie sah den ganzen Tag an der Kasse bei Lidl nur die mürrischen Gesichter der Kunden. Kein einziges nettes Wort. Aber die Frau auf dem Beifahrersitz ließ ihren netten Kollegen andauernd abblitzen, und schließlich sagte auch er nichts mehr.

Sie fuhren durch die menschenleeren Straßen des Dransdorfer Gewerbegebiets, folgten der endlos langen, schnurgeraden Justus-von-Liebig-Straße nach Norden, vorbei an dem Supermarkt, in dem sie arbeitete, vorbei am Gebäudekomplex des Bonner General-Anzeigers. Die Druckerei war hell erleuchtet. Lastwagen warteten vor der Rampe, wie immer nachts.

Sie bogen nach rechts ab, auf die Brücke über die Bahngleise.

Neu-Tannenbusch. Memelweg.

So schnell ging das, wenn man ein Auto hatte.

Die Haustür aus Alu ließ sich nicht mehr schließen, so oft war sie aufgebrochen worden. Ebenso die Hälfte der Briefkästen im Flur. Martina Hahne schämte sich vor den beiden Kriminalbeamten. Sie hatte nicht zum ersten Mal das Gefühl, im hässlichsten Haus der Stadt zu wohnen. Die Miete war billig. Der Aufzug kam nicht. Martina Hahne drückte mehrmals den Knopf. Wahrscheinlich hatte wieder irgendein Schwachkopf in irgendeiner Etage vergessen, die Tür zu schließen. Oder es war ihm egal. Hier war allen alles egal. Vierter Stock.